



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Gailthaler Slowenen tanzen am Kirchtag unter einer breitäftigen, schattigen Linde (St. Stephan) oder verbinden andre Spiele mit dem Kirchweihfeste, wie in Feistritz an der Gail das „Kufenstechen“ am Pfingstmontag.

Hans Kerschbaum



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Niezsche und andre. Darf es gewagt werden, ihn, den unbergleichlichen, mit andern zusammen zu nennen — mit andern, die sich in dem Zauber des Stils mit ihm messen dürfen, ihm vielleicht unbewußt das Muster dargeboten haben; und mit noch andern, die sein eigenstes, sein wesentlichstes als eine Art Sklaverei, mindestens als ein Gefangensein in einem Fallstrick für nicht größte Geister vorausgesehen und klar ausgesprochen haben? Beides hat mir wenigstens an der sonst vortrefflichen Monographie von A. Nischl in der Frommannschen Sammlung von Klassikern der Philosophie gefehlt. Wie sichs gebührt, feiert Nischl in Nietzsche auch den „Künstler“ des Stils, der ein gut Teil modernster Schlagwörter geprägt und mit Erfolg an die Börse gebracht hat. (In Heft 8 der Grenzboten wird er mit Heise und Loge verglichen und nur mit diesen vergleichbar genannt.) Zwar mit seiner von Nischl angeführten Stilregel wird er nicht viel Schule machen: „Man muß alles — Länge und Kürze der Sätze, die Interpunktionen, die Wahl der Worte, die Pausen, die Reihenfolge der Argumente — als Gebärden empfinden lernen“ — „der Stil soll leben.“ Es ist eine heikle Sache um solches Müßigen und Sollen. Aber unmittelbare Nachahmer seines Stils, bewußte und unbewußte, wird er vielleicht bekommen, wie einst ein anderer Sprachgewaltiger sie in Menge bekommen hat: Jean Paul. Und gerade diesen, von dem man das Verb Jeanpaulisieren zu bilden für nötig fand — wird Nietzsche diese Ehre zu teil werden? —, hat Nischl neben Nietzsche zu stellen unterlassen; mit wieviel Recht oder Unrecht, das mag aus folgendem hervorgehn. Von den vielen Beispielen, die Nischl als Belege für die Sprachkünstlerschaft Nietzsches anführt, sei zunächst der Aphorismus mitgeteilt, worin er „erlesene sprachliche Schönheit“ findet: „Ach, immer nur das (läßt sich schreiben), was eben weß werden will und anfängt, sich zu verriechen! Ach, immer nur abziehende und erschöpfte Gewitter und gelbe späte Gefühle! Ach, immer nur Vögel, die sich müde flogen und verflogen, und sich nun mit der Hand haßchen lassen, mit unsrer Hand! Wir verewigen, was nicht mehr lange leben und fliegen kann, müde und mürrische Dinge allein! Und nur euer Nachmittag ist es, ihr meine geschriebnen und gemalten Gedanken, für den allein ich Farben habe, viel Farben vielleicht, viel bunte Zärtlichkeiten und fünfzig Gelbs und Brauns und Grüns und Rots — aber niemand errät mir daraus, wie ihr in euerm Morgen aussehet, ihr plötzlichen Funken und Wunder meiner Einsamkeit, ihr meine alten, geliebten — schlimmen Gedanken!“ — Einer impressionistischen Skizze vergleicht Nischl folgende Stilprobe: . . . „zur frühen Stunde, da der Eimer am Brunnen klrirt, und die Rosse warm durch graue Gassen wiehern.“ Hierneben setze ich statt vieler zwei Proben aus dem Siebenkäse: „Dieser Ruhreigen weckte auf einmal wieder seine rosenrote Kindheit, und sie richtete sich auf, trat himmlisch vor ihn hin und sagte: Schau mich an, wie schön ich bin, wir haben zusammen gespielt; ich habe dir sonst viel geschenkt, große Reiche und Wiesen und Gold und ein schönes, langes

Grenzboten II 1901

Paradies hinter dem Berge: aber du hast ja gar nichts mehr! Und bist noch dazu so bleich! Spiele wieder mit mir! Sind die Rosenknospen, die ich dir gab, denn noch nicht aufgebrochen?" Und zweitens: „Einen solchen Fürstenbund zweier seltsamen Seelen gab es nicht oft. — Dieselbe Verächtlichkeit der geadelten Kinderpöbel des Lebens, dieselbe Anfeindung des Kleinlichen bei aller Schonung des Kleinen, derselbe Ingrimm gegen den ehrlosen Eigennuß, dieselbe Lachlust in der schönen Frennanstalt der Erde — eine in zwei Körpern eingeparrte Seele.“ Bei aller Stärke steckt doch in Nietzsches Stil eine verhängnisvolle Schwäche, es ist zu viel Bewußtheit und zu viel Ich darin; kann er das Wort „Du gehst zu Weibern, vergiß die Peitsche nicht!“ aus einem andern Grunde geschrieben haben, als um durch eine stilistische Überraschung einen Effekt zu machen? Wie fein nimmt sich neben dieser Brutalität die Stelle aus, in der Jean Paul von der Projektion der Empfindungen bei den Frauen spricht: „Das Gefühl ist bei ihr so lebendig, daß sie in einem fort fühlt, wie sie sitzt und steht, wie das leichteste Band aufsteigt, welchen Zirkelbogen die getrümmte Gutfeder beschreibt; ihre Seele fühlt nicht nur den Tonus aller empfindlichen Teile des Körpers, sondern auch den der unempfindlichen, der Haare und Kleider; ihre innere Welt ist nur ein Weltteil, ein Abdruck der äußern.“ — Hier ist Beobachtung, Psychologie, Humor und Stil, bei Nietzsche nur Stil. Und weil wir einmal bei den Weibern sind, hätte Niethl bei Nietzsche solche Stellen gefunden wie die Philippika gegen die Verführer (Unsichtbare Loge, Hempelsche Ausgabe S. 297), man müßte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er sie nicht mitgeteilt hätte.

Kann man demnach feststellen, daß die Form für Nietzsche zuweilen zur Klippe wird, „an der auch die gescheitern Schiffer gern scheitern,“ so ist ihm derselbe Schiffsbruch an einer viel verhängnisvollern Stelle noch einmal passiert, in seiner Ethik. Denn auch die Ethik hat eine Form und einen Inhalt, und Niethl hat die hier gemeinte Verirrung Nietzsches oft und scharf genug hervorgehoben; er hätte sie nur noch anders formulieren und zeigen können, daß „noch andre“ die gefährliche Stelle längst voraus gekennzeichnet haben. Niethl hebt hervor, daß Nietzsche nur noch Sinn hat für „jede Art Größe,“ daß er am Willen nur noch die Form, nämlich Stärke, Länge, Unzerbrechlichkeit zu schätzen weiß, daß sich ihm dabei die Wertschätzung des Inhalts, als da ist Wohlwollen oder Übelwollen, Recht, Billigkeit u. dergl., ganz in der Hand verflüchtigt, daß er darum die Vielzuvielen, die dem Raubtierinstinkt mit Wollust nachhingen, preist, anstatt wie andre Leute die Vielzuwenigen, die in der Bändigun und Regelung des Ichtriebs das Ziel der Menschenentwicklung praktisch verfolgten, gebührend zu würdigen. Es ist ein Gesetz, daß, um mit Novalis zu reden, das Ideal schöner Gemütsart keinen gefährlicheren Nebenbuhler hat als das Ideal der höchsten Kraft. Und „wie in der That, so auch in der Meinung unterliegt das Schwächere,“ sagt der Ethiker Herbart, „weil das Auge, von der Stärke geblendet, stumpf wird gegen das Unrecht, die Unbilligkeit und das Übelwollen.“ Kürzlich stritt sich mein Fünfjähriger mit meiner Vierjährigen beim Kaffeetrinken, ob es ein Butterbrot gebe so groß wie der Himmel. Auf ihren berechtigten Einwand, daß das ja kein Mensch essen könnte, flüchtete er wie so oft hinter die unansehbare Behauptung, daß doch wenigstens der liebe Gott ein solches haben müsse, und dazu — nach einem neuen Einwand — auch einen Schrank, der noch etwas größer sei.

Man kennt aus den Mythen der Völker das Bestreben, alle Arten von Ungeheuerlichkeiten an Größe und Kraft zusammenzutragen; der Feurirwolf der nordischen Mythologie berührt mit seinem Oberkiefer den Himmel, mit seinem Unterkiefer die Erde. Der Philosoph Nietzsche steht also mit seinem Übermenschen nicht allein, im Grunde ist der Überwolf wie das Überbutterbrot desselben Geschlechts;

nur daß Kinder und jugendliche Völker darauf verzichten, ihre Überbildungen mit der Ethik zu verquicken. Die Idee der Vollkommenheit blendet und macht, daß die übrigen Ideen verschwinden, und damit hört eben die Moral auf. Das ist die sehr deutlich erkennbare Klippe, an der Niezsche scheiterte. Nebenbei gesagt, liegt hierin nicht auch der Grund für das zähe Festhalten am Duell? Ist man nicht dabei auch von der Stärke geblendet? Verachtet und verschmäht man nicht auch bei Streitfällen den Rechtsweg, nur weil das Gesetz „der Freund des Schwachen“ ist?

Volksbildung und Heimatkunde. Aus Thüringen kommen zwei erfreuliche Nachrichten über Volksbildung und Heimatkunde: im Schlosse Friedenstein — Koburg-Gotha — hat im Februar d. J. unter dem Vorsitz des Regenten, Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe, und im Beisein des Herzogs Karl Eduard eine Versammlung von Männern aus den verschiedensten Berufsständen stattgefunden, in der darüber beraten wurde, wie die Volksbildung verbreitet werden könnte. In einer Ansprache hat der Regierungsverweser ausgeführt, daß es ihm am Herzen liege, die Buch- und Kunstschätze der berühmten herzoglichen Bücher- und Kunstsammlungen sowie die Schöpfungen der Geschichts- und Kunstvereine in den Herzogtümern Koburg-Gotha für die Zwecke der Volksbildung in höherm Maße als bisher nutzbar zu machen, um die Liebe zur Heimat zu vergrößern und den Sinn für die Kulturentwicklung des engern Vaterlands in weitem Kreise zu wecken. Der Staatsminister Hentig hat hierauf näher ein Programm entwickelt, das zur Erreichung dieses Zweckes entworfen worden ist, und es sind drei Abteilungen — für die herzogliche Büchersammlung, für die Kunstsammlung und für geschichtliche Forschungen — eingerichtet worden, worin die Ausführungen des Unternehmens in einzelnen beraten werden sollen, und zwar von Männern, die in einem dieser Fächer Sachkenntnis haben.

Fast gleichzeitig sind vom Kultusminister in Weimar die Kirchenbehörden angewiesen worden, die Büchersammlungen der evangelischen Kirchen und Pfarreien einer neuen Durchsicht zu unterziehen. Über schriftliche Werte von geschichtlicher und wissenschaftlicher Bedeutung soll an das Ministerium berichtet, und Aufzeichnungen von besonderm kunstgeschichtlichem Werte sollen diesem mitgeteilt werden.

Diese beiden Rundgebungen sind geeignet, wieder einmal auf die gerade in den Grenzboten mit vieler Liebe gepflegte Heimatkunde mit ein paar Worten zurückzukommen. In Nr. 44 von 1895 ist darauf hingewiesen worden, wie die Heimatkunde behandelt werden mußte, und es heißt auf Seite 218: „Der Historiker für das Volk muß erzählen, viel erzählen, nicht untersuchen und charakterisieren. . . . Volkstümliche Darstellungen der Geschichte hält man in Deutschland heute überhaupt für unter der Würde des Gelehrten und überläßt sie strebsamen Volksschullehrern und sozialdemokratischen Schriftstellern.“ — Auf Seite 279 wird weiter gesagt: „Man verzeichnet und beschreibt gegenwärtig die Kunstdenkmäler der preussischen Provinzen, aber so wertvoll die Veröffentlichungen sind, der Heimatliebe kommen sie nicht zu gute, nur der Kunstwissenschaft, da niemand daran denkt, volkstümliche Auszüge, die jedem Volksschullehrer zugänglich sein müßten, herzustellen.“ Darin liegt viel Wahres: die Kunst- und Baudenkmäler der einzelnen Kreise in der Provinz Sachsen z. B. sind in einer stattlichen Reihe von Heften, deren jedes etwa drei bis vier Mark kostet, erschienen, werden aber sehr wenig gekauft und gelesen, obgleich jede Dorfkirche darin beschrieben worden ist. Im Schweinitzer Kreise waren sie noch vor kurzem fast unbekannt; kaum einer der Geistlichen und Lehrer hatte jemals von der Veröffentlichung des eignen Kreises gehört, und doch betraf es die eigne Kirche mit. Das Landratsamt hat die Hefte

wohl gelegentlich im Kreisblatte empfohlen, aber angeschafft werden sie nur von ganz wenig Kunst- und Altertumsfreunden, die dann hier und da daraus wenigstens ihre Kenntnis schöpfen und weiter verbreiten; aber ins Volk selbst dringen diese Beschreibungen auf die Weise nicht.

Nicht viel anders steht es mit der Heimatkunde im engeren Sinne, d. h. mit der Ortsgeschichte. Es bestehen zwar nach dem Berichte der letzten Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Deutschland etwa 140 größere und kleinere Vereinigungen, die vor allem die Heimatsgeschichte erforschen und pflegen, und die wohl sämtlich eine umfangreiche oder kleinere Zeitschrift herausgeben, worin die Ergebnisse der Forschungen veröffentlicht werden. Nimmt man nun an, daß durchschnittlich jeder Verein etwa 200 Mitglieder hat — es giebt einzelne große mit mehr als 1000 —, so giebt es in Deutschland rund 30000 Personen, denen die Heimatkunde am Herzen liegt und Freude macht. Darunter sind aber noch viele laue und gleichgiltige Mitglieder, die nur anstandshalber und des guten Tones wegen einem Geschichtsverein beitreten, während sie ihm innerlich vollständig gleichgiltig gegenüberstehn. Sie zahlen, bekommen ihre Geschichtshefte, und darin besteht ihre Teilnahme.

Es wird von den Vereinen zweifellos unendlich viel geleistet; die Hefte werden von Jahr zu Jahr gediegener und inhaltreicher, das erfieht man aus dem Korrespondenzblatt des Gesamtvereins, worin von vielen Vereinen die Berichte erscheinen, aber ins Volk dringen auch diese Bücher nicht. Die Mitglieder setzen sich zumeist aus den höhern und wohlhabendern Ständen, aus den Beamten- und akademisch gebildeten Kreisen, namentlich Theologen, Philologen und Baubeamten zusammen; für die weniger bemittelten Stände sind schon die Beiträge, die zwischen einer und zwölf Mark schwanken, ein Hinderungsgrund, namentlich bei unsrer ausgebreiteten sonstigen Vereinsk Liebhaberei, die ja immer weiter um sich greift.

Man muß also auf eine andre Weise die Heimatkunde ins Volk hineinragen, das immer noch trotz der vielen materiellen Interessen dankbar genug ist. Meines Erachtens sind es besonders drei Mittel, die sich recht gut dazu eignen: einmal die Pflege der Heimatkunde in der Schule; dort kann die Liebe zu der angestammten Scholle systematisch den Kindern eingepflanzt werden, sodas ihnen die Kenntnis der Ortsgeschichte schon in Fleisch und Blut übergeht. Wenn das aber erreicht wird, dann wird auch späterhin im Leben bei vielen ein Fünkchen davon noch erhalten werden, das nur von Zeit zu Zeit wieder der Anschauung bedarf. Der Anfang mit dem Unterricht in der Heimatkunde ist ja auch schon längst in allen Volksschulen gemacht, und wenn zum Anschauungsunterricht die historische Kommission der Provinz Sachsen jeder Volksschule eine vor- und frühgeschichtliche Wandtafel mit farbigen Abbildungen von Urnen u. dergl. unentgeltlich geliefert hat, so ist das hoch anzuerkennen und durchaus nachahmungswert. Kinder, die auf die Wichtigkeit und Bedeutung solcher Sachen hingewiesen worden sind, werden später als Arbeiter in der Landwirtschaft derartige Funde nicht mehr — wie es noch so oft geschieht — aus Unkenntnis oder Mutwillen zerstören.

Ein weiteres Mittel zur Pflege der Heimatkunde sind die Vorträge. Es giebt so unendlich viele Krieger-, Handwerker-, Schützen-, Wohlthätigkeits-, landwirtschaftliche und gesellige Vereine, das fast kein Dorf ohne eine Vereinigung ist, zu der die bessern Leute gehören. Alle diese sind für Vorträge aus der Heimatkunde außerordentlich dankbar, namentlich an langen Winterabenden, wenn die Leute nicht mit andern Arbeiten beschäftigt sind. Und der Stoff? Der liegt in den Archiven, in den Kirchenbüchern, in den Schriften der Altertumsvereine, in den überlieferten Sitten und Gebräuchen, in den noch erhalten gebliebenen Volksfesten; er liegt überall in der geschichtlichen Entwicklung der Feldfluren, der Ortschaften, der Bauart

der Häuser, der Ab- oder Zunahme der Einwohnerschaft in einzelnen Jahrhunderten nach den Kirchenbüchern, in der Schilderung des Alters einzelner Familien oder sonstiger genealogischer Eigentümlichkeiten: kurz, an Stoff fehlt es so leicht nicht, wenn nur die rechten Männer mit aufrichtiger Liebe zum Volke bereit wären, einige Opfer zu bringen und sich in den Stoff hineinzuarbeiten. Es geschieht auch darin schon viel, aber noch viel mehr könnte erreicht werden, wenn man statt der ewigen wirtschaftlichen und politischen Vortragsthätigkeit erst einmal in der bezeichneten Weise an das Volk heranträte; es ist sicherlich dankbar für die Aufklärung der eignen heimischen Geschichte.

Das dritte Mittel dazu ist die Presse, die Zeitung, und zwar das kleine Blatt, wie es jetzt in jeder Landstadt erscheint in Form des amtlichen Kreisblattes oder sogar noch als ganz selbständiges Blättchen neben diesem. Alle diese Blätter haben ausnahmslos eine Unterhaltungsbeilage, zumeist das Sonntagsblatt, das durchweg einen sehr geringen Wert hat, da es fabrikmäßig in einem großen Verlage für viele Zeitungen zugleich hergestellt wird und fast ausschließlich wertlose Romane enthält. Wenn es nun gelänge, diese Sonntagsblätter für die heimische Geschichte zu gewinnen, wenn es möglich wäre, die Schundwaren daraus zu verdrängen und durch Erzählungen aus dem heimatischen Kreise zu ersetzen, so wäre viel gewonnen. Diese Blätter werden nämlich überall fleißig gelesen, und die Sonntagnachmittage sind namentlich in kleinern Städten doch noch vielfach die Stunden der geistigen Arbeit und Erholung von der körperlichen. Da liest jeder Bürger und Handwerker, fast kann man sagen jeder Arbeiter sein Blättchen von vorn bis hinten und mit ganz besonderm Interesse Erzählungen, die seinen eignen Gesichtskreis und Wirkungskreis betreffen.

Von diesem Standpunkt aus haben denn auch mehrere Zeitungen ihre Sonntagsblätter geleitet und Erfolg gehabt. Es giebt z. B. die Röhthensche Zeitung in Röhthens ein solches Unterhaltungsblatt: *Ascania* heraus, in der die wunderschönen Pajschlebner Dorfgeschichten in anhaltischer Mundart von Professor Wäschke in Dessau standen, die viel Anklang gefunden haben. Der Verein für Heimatkunde in Herzberg a. E. veröffentlicht allmonatlich in der Kreisblattbeilage, die zugleich als Zeitschrift für die Mitglieder besonders gedruckt wird, seine Forschungen, namentlich Wandrungen durch die Kreisdörfer, Kirchen- und Schulgeschichte der Ortschaften, Innungssachen u. dergl. Diese Blätter werden gern gelesen, da sie in leicht verständlicher Form den Leuten die Heimatkunde nahe bringen. — Und der endgiltige Erfolg aller dieser Bestrebungen? Hat denn wirklich die so viel angepriesene Liebe zur Heimat jemals schon einen Menschen bewogen, in seiner Heimat zu bleiben, seine Scholle unverdrossen weiter zu bebauen, sich der großstädtischen Lockungen fernzuhalten? Gewiß nicht; da sprechen ausschließlich materielle Gründe mit, wenn es sich um Bleiben oder Auswandern handelt, da hat noch niemand aus Liebe zur Heimat den Wanderstab wieder beiseite gelegt. Aber trotzdem ist die Kenntnis der frühern heimatischen Zustände nicht ohne Wert. Der Hörer oder Leser vergleicht sie ganz gewiß mit den jetzigen und wird unwillkürlich seine Schlüsse daraus ziehen; er wird in seinem Urteile über viele Dinge, wenn er deren Entstehung kennt, beeinflusst werden und der Gegenwart, mit der man so unzufrieden ist, manche gute Seite abgewinnen. Auch der einfache Mann denkt über solche Sachen nach, wenn sie ihm verständlich vorgeführt werden, und die Vergleichung der frühern politischen und wirtschaftlichen Zustände auch auf dem kleinsten Gebiete der engern Heimat mit der Gegenwart wird sicher in den meisten Fällen zu Gunsten der Gegenwart ausfallen, worin schon ein großer Gewinn liegt.

Schließen

R. Krieg

Eine Kohlenoxydgasvergiftung im Altertum. Graf York ist in Kalgan das Opfer der Unvorsichtigkeit seiner Soldaten geworden. Ganz ebenso wäre es beinahe dem Kaiser Julian im Kriege gegen die Germanen ergangen, als er (357—358) in Paris überwinterte. Was an seinem Bericht darüber im Misopogon interessant ist, werden die Leser selbst herausfinden; wir beschränken uns darauf, ihm mit einigen Kürzungen nachzuerzählen. Er stellt der Schwelgerei der Antiochener seine eigne abgehärtete, rauhe und enthaltsame Lebensweise gegenüber und erwähnt u. a., daß er sich niemals in Folge von Unmäßigkeit erbrochen habe; seit seiner Ernennung zum Cäsar habe er nur einmal Erbrechen gehabt, das sei aber nicht durch Überfüllung des Magens verursacht worden. Ich überwinterte, erzählt er, bei meiner lieben Luktia [so!], so nennen nämlich die Kelten die kleine Stadt der Pariser. Im Fluß liegt eine kleine ummauerte Insel, zu der von beiden Seiten hölzerne Brücken führen. Der Fluß behält Sommer und Winter so ziemlich dieselbe Höhe. Sein Wasser ist rein, schön zu sehen und angenehm zu trinken. Das Klima der Gegend ist milder, als man erwarten sollte, wegen der Nähe des Ozeans, heißt es, dessen Wasser wärmer sein soll als das süße Wasser; von ihm ist Paris nur 900 Stadien entfernt. Mag nun dieser oder ein anderer mir unbekannter Umstand die Ursache sein, Thatsache ist, daß die dortigen Leute gewöhnlich milde Winter haben. Es wächst bei ihnen guter Wein, und sogar Feigen ziehn sie, die sie im Winter mit Mänteln aus Stroh vor kalten Winden schützen. Gerade jener Winter aber war kälter als gewöhnlich. Der Strom trug große Eisblöcke, die wie phrygischer Marmor ausfahen und sich übereinandertürmten, ja zuletzt sich anschlückten, eine passierbare Brücke zu bilden. Meine Wohnung mit einem der Öfen zu heizen, wie sie dort landesüblich sind, duldete ich nicht; unzülfert und unmenschlich, wie ich nun einmal bin, wollte ich mich daran gewöhnen, die Kälte zu ertragen. Da sie jedoch immer höher stieg, gestattete ich endlich den Dienern, mein Schlafzimmer zu heizen, aber aus Furcht, eine starke Heizung möchte die Feuchtigkeit aus den Mauern herausziehen, nur in der Weise, daß eine kleine Menge brennender Kohlen hereingebracht wurden. Doch auch diese wenigen Kohlen zogen Dünste aus den Mauern heraus, die mich einschlaferten. Der Kopf wurde mir schwer, ich fürchtete, zu ersticken, wurde hinausgetragen, und die Ärzte rieten mir, ein Brechmittel einzunehmen. So gab ich denn die Speisen, die ich bei mir hatte — es waren, beim Zeus, nicht viel —, von mir; sofort fühlte ich mich erleichtert, hatte eine gute Nacht und konnte am andern Tage thun, was ich wollte.



Litteratur

Bedeutungsentwicklung unsers Wortes *ages*. Auf Grund von Hermann Pauls Deutschem Wörterbuch in den Haupterscheinungen dargestellt von Oberschulrat Dr. Albert Waag. Jahr i. B., M. Schauenburg, 1901. XVI und 200 Seiten Groß-Oktav

Die Saat, die einst Rudolf Hildebrand in seiner begeisterten Schrift vom deutschen Sprachunterricht ausgestreut hat, ist herrlich aufgegangen. Nicht bloß in der Schule hat dieses bei vielen Lehrern wie ein Evangelium wirkende Buch (1. Auflage 1867, 5. Auflage 1896) einem lebensvollern, die Bildung von Herz und Kopf gleichmäßig fördernden Betriebe der Muttersprache Geltung verschafft, sondern auch vielen der Schule entwachsenen, die das Bedürfnis empfanden, über ihre Muttersprache nachzudenken, erst Sinn und Verständnis für die tiefe Poesie der